

Leiden mit Lust

Natalie Dessay ist eine Koloratursopranistin, die mit dem eigenen Stimmfach hadert. Nun erscheinen eine „Traviata“ auf DVD und ein Liedalbum mit Kompositionen Claude Debussys. Unser Autor Manuel Brug traf die Sängerin in Paris zum Gespräch, in dem sie auch über ein baldiges Karriere-Ende sprach.



Die „Traviata“ aus Aix-en-Provence war eine One-Woman-Show mit Natalie Dessay im Mittelpunkt. Nun erscheint sie auf DVD.

Foto: Pascal Victor

Lunch mit einem Kanarienvogel im Pariser Café Zebra. Er tschilpt vergnügt, ist diesmal blond gefärbt, stochert mit ehrlichem Hunger-Enthusiasmus im Tartar, stibitzt dem Gegenüber ab und an sogar eine Pommes. Kein Zweifel, Natalie Dessay, weltbekannte Koloratursopranistin, ist gut drauf. Das ist sie nicht immer. Schließ-

lich hadert sie mit ihrem Beruf – seit sie ihn ausübt. Mehr noch hadert sie aber mit neugierigen Menschen, die sie darüber ausquetschen wollen. „Eine Berühmtheit? Ich singe doch nur. Ein bisschen. Weil ich irgendwann in einer Sackgasse war. Mich zu weit vorgewagt hatte. Es war halt zu faszinierend. Und dann zu spät. Ich hatte sonst nichts ge-

lernt, konnte nur diesen Weg weitergehen.“ Aber Sie sind doch berühmt, hängen in Manhattan auf jedem Bus, wenn Sie an der Metropolitan Opera singen? – „Da hänge nicht ich, da klebt Lucia di Lammermoor. Oder die Regiments-tochter. Deshalb kommen die Leute.“

Natalie Dessay ist körperlich klein, aber künstlerisch ganz groß. Sie bringt

dem Publikum die Flötentöne bei und treibt es in stratosphärische Delirien, dabei wollte sie es ursprünglich „nur“ als Schauspielerin bei der Seele packen. Ihre Töne sind zart und doch gehärtet, kalt und brillant, sie kann aber auch schmeicheln und schön opak scheinen. Sie wäre so gern auf der Bühne ein Mensch von heute, muss sich meist aber mit romantischen Fräulein-Schicksalen aus dem 19. Jahrhundert herumschlagen. Und zweimal schon musste sie ihre zarten Stimmbandmuskeln unters Messer legen, weil sich darauf Knötchen gebildet hatten. Trotzdem reißt sie das Publikum selbst in den großen Häusern Amerikas, in Wien und Paris hin; sie weiß selbst nicht wieso.

Selten hat man eine Sängerin so sehr mit dem altmodischen Image der Koloraturnachtigall kämpfen sehen. Und selten auch hat gerade an den Belcanto-Tempeln der Welt eine weniger orthodoxe Vokalartistin in ebendiesem Fach reüssiert – weil sie immer auch Schauspielerin ist, dramatisch sein will. Die 1965 in Lyon geborene, in Bordeaux aufgewachsene Dessay, die eher zufällig in eine Gesangskarriere rutschte, weil es zur Ballerina nicht langte, wirkt oft wie im falschen Kleid, wie ein Mann, der als Frau geboren wurde. Sie wehrt sich und sträubt sich, verwandelt so Unzufriedenheit in künstlerische Klasse. Diejenigen, die bei einer Sängerin nur den schönen Ton suchen,

werden freilich nicht bedient. Nur in ganz jungen Jahren, als sie 1992 von Paris und Wien aus mit unmittelbarem Erfolg



Ein Sopranmondstrahl in nebliger Versenacht: Mit dem Pianisten Philippe Cassard hat Natalie Dessay Lieder von Claude Debussy eingespielt.

startete, besaß die Stimme wirklichen Liebreiz und zarte Verführungssüße; doch selbst als Offenbachs Puppe Olympia wollte da eine schon raus aus ihrem Vokalautomatengefängnis, so wie auch ihre Königin der Nacht gefährlich scharf funkelte und knisterte, ihre Zerbinetta nicht trillernde Commedia dell'Arte-Porzellanpuppe war, sondern eine herausfordernd sexualisierte Popsirene.

Mit dem für französische Koloratursopranistinnen typischen Zitronenspritzer im Timbre wurden selbst so scheinbar flache Singdrosseln wie Lakmé, Manon und die „Hamlet“-Orphélie zu schneidend schmerzenden Tragödienfiguren à la Dessay. Und ihre Lucia di Lammermoor (die sie auch in der französischen Fassung draufhat) liefert keine sich in gepflegten Glissandiketten abspulende Wahnsinnsarie ab, sondern den existenziellen Irrsinn einer Gattenmörderin, wie er nicht immer in den Noten steht. Dafür wurde sie sogar im stimmfetischistischen New York zur

Königin der Stadt. Keine französische Sängerin konnte in den letzten drei Dekaden an der Metropolitan Opera so punkten wie dieser kleine Irrwisch. Intendant Peter Gelb hat sie für die nächsten Jahre mit einer Dessay-Premiere pro Saison als feste Spielplangröße eingeplant.

Was die spitze Stimme inzwischen an Farben verloren hat, gleicht sie durch Mienenspiel und fulminante Körpersprache aus. Und so muss sie sich jetzt am Hudson auch der Traviata und in Barcelona erneut der Massenet-Manon stellen – beide Male in Inszenierungen, die Anna Netrebko geprägt hat: „Für mich kein Problem. Anna ist so perfekt, das kann ich sowieso nicht. Die Leute müssen meine Traviata und meine Manon akzeptieren. Ich habe nur noch fünf gute Töne, aber ich kann spielen. Eine Koloratursängerin bin ich schon lange nicht mehr, ich bin die Dessay.“ Sagt es und kauft noch eine Pommes.

Das ist weder kokett, noch verzweifelt. Nur realistisch. Natalie Dessay würde so gern Salome und Tosca und Brünnhilde sein, aber sie hat die Stimmbänder dafür nicht. Und mit den kleinen Trillermädchen geht es zu Ende. Langsam. Die Elvira in „I Puritani“ kommt noch dazu, sonst sind keine neuen Rollen geplant. Zudem will Natalie Dessay nur Neuinszenierungen. Sie liebt besonders die Proben, „die abschließende Premiere brauche ich eigentlich nicht mehr“. Sie will als Kontrollfreak, dass das Umfeld stimmt. Deshalb erlebt man sie im deutschen Repertoirebetrieb überhaupt nicht. Sie ist eine Schwierige, sie weiß das, genießt es und leidet gleichzeitig darunter, halb aus Koketterie, halb aus dem Minder-



Aktuelle DVD

Verdi, La traviata; Natalie Dessay, Charles Castronovo, Ludovic Tézier u. a., London Symphony Orchestra, Louis Langrée; Regie: Jean-François Sivadier (2011); Virgin/EMI DVD 5099973079897

wertigkeitsgefühl heraus, „nur“ ein soubrettiger Koloratursopran zu sein, wo sie doch so gern Isolde wäre. Jedes ihrer Interviews ist mehr Lamento als Glücksbotschaft. Doch inzwischen leidet sie mit Lust. Denn nach wie vor wollen alle sie hören.

So erfüllt sie sich konsequent ihre Träume. Weil sie erfolgreich ist und die Kasse jubeln lässt, darf sie das auch. Wie in Wien die Debussy-Mélisande, die ihr eigentlich zu tief liegen müsste, die sie aber wunderbar scheu spielte. Und vor zwei Jahren eben die Traviata, wo man nicht jeden Ton auf die Goldwaage legen darf, wo die Stimme nicht selten eigentlich zu klein ist, zu wenig trägt, wo aber jeder Ton trifft und rührt, kalkuliert ist und doch spontan wirkt. Kaum eine Violetta der letzten Jahre – die Sensations-Netrebko von Salzburg einmal ausgenommen – hat in der scheinbar ausgelutschten Rolle so viele neue Nuancen

Auf der Bühne ist Natalie Dessay ein Kaleidoskop von Frau: Jeder Ton trifft und rührt

tieft, noch nackter und ungeschützt stand sie auf der Bühne, alles war in einer Art Probensituation völlig auf sie konzentriert. Von der französischen Aufführung erscheint jetzt eine DVD.

Wie stark die Dessay im Umgang mit einem vertrauten Partner ist, das erlebt man immer wieder bei den seltenen Auftritten mit ihrem Mann, dem Bariton Laurent Naouri, für den sie sogar zum Judentum konvertiert ist. Hier stimmt zwischen einem Sängerpaar die Chemie ganz offensichtlich auch auf der Bühne. Wie lange sie noch singen wird, weiß sie selbst nicht, aber kaum ewig. Die Uhr tickt, nicht jeder Koloratursopran hat die eherne Technik und die genau kontrollierte Affektgewalt einer Edita Gruberova. In Paris, wo die neue Intendanz ihr ebenfalls die Opéra zu Füßen legt, ist sie jedoch im Augenblick auch Königin und wird es noch eine Weile bleiben. Sie war Puccinis Musetta, Zerbinetta, gera-

Garnier vor allzu zudringlichen Blicken, und auch der endete nicht selten knapp über dem Bauchnabel. Und wieder war sie ein singdarstellerisches Gesamtkunstwerk. Begeisterte als Herrscherin und Hure, als quecksilbrig wendiges Wesen, das eben noch Schlampe war, aber jetzt als schnurrige Verführerin katzbuckelte, das schnippisch und treuliebend war, wagemutig, frivol, fürsorglich, mitfühlend, mokant. Eine kaum zu steigernde One-Woman-Show. Federleicht, doch nachdrücklich: ein Kaleidoskop von Frau, an dem zu drehen man nicht müde wurde. 2013 soll das auch die Met erleben, Dessay wird diesmal in der in Glyndebourne gefeierten McVicar-Inszenierung in die Bollywood-Fußtapfen von Danielle de Niese treten und sicherlich nicht nur den Bauchnabel kreisen lassen.

Die Dessay auf der Bühne, das ist pure Magie, und ihr Publikum liebt sie dafür. Doch sie sieht ein Ende nahe: „2015 mache ich Pause. Dann will ich Russisch lernen, Seiltanzen mit meinen Kindern, Trapez üben, in eine Clownschule gehen“, sprudelt sie. Und als Schauspielerin will sie ernst genommen werden. Laurent Pelly sucht noch das geeignete Stück. Bis dahin stehen noch Konzerte mit Musik von Michel Legrand an. „Der ist so wunderbar. 80 Jahre alt, ohne Furcht, komponiert heute Filmmusik, morgen Jazz, auch für mich hat er einen Liedzyklus geschrieben. Aber ob ich 2016 noch einmal auf die Opernbühne gehe? Wer weiß?“

Warum gibt sie so wenige Liederabende? „Ich bin schüchtern, fühle mich da nackt. Doch die Sicherheit wächst. Der Debussy ist jetzt ein Anfang, auch weil er so gute Textdichter hatte. Mal sehen, wie das jetzt live läuft. Aber mit der Platte, doch, damit kann ich leben.“ Seltene Worte einer notorisch Nörgeligen, der man nie böse sein kann. Und ihr gern die letzte Pommes überlässt. ■

ReingehÖrt

Sie hat es also getan. Natalie Dessay singt erstmals Lieder. Ruhig, feinstimmig, mit kleinem Ton, mehr auf die Wortbedeutung als die Klangfülle bedacht. Der mit transparentem Anschlag, aber auch fordernd drängelnder Rhythmik aufwartende Pianist Philippe Cassard hat das Kunststück fertiggebracht, der scheuen Sopranistin Vertrauen zu implantieren. Auch die Kantate von der „Damoiselle élue“ schimmert edel, wenn auch ein wenig monochrom. Vier Ersteinstrumente aus einem nie gedruckten Jugendalbum Debussys steigern zudem den Sammlerwert der CD.

Debussy, Lieder; Natalie Dessay, Philippe Cassard (2011); Virgin/EMI CD 5099973076827



entdeckt: als fuchsienrosagrelle Puderquaste zwischen sich bauschenden Volants erstmals in Santa Fé 2009, mit viel Bein in hohen Schnürstiefeln, die kurzen Haare rot, die Hände ekstatisch lebensgierig gen Himmel geworfen. Eine Figur von gestern zwar und doch in jeder Bewegung, in der unverblünten Suche nach erotischer Erfüllung eine Frau von heute. 2011 hat sie dieses Porträt dann in Aix-en-Provence und Wien ver-

de Manon – in einer Inszenierung, die sie hasste. Und Händels Cleopatra.

Für Laurent Pelly würde sie sich sofort auf der Bühne ausziehen, hatte sie letztes Frühjahr vor ihrer jüngsten Pariser Kunstbegegnung mit ihrem Lieblingsregisseur verlauten lassen. In „Giulio Cesare“, ihrer zehnten gemeinsamen Opernproduktion, tat die Dessay es nun – fast. Nur ein dünner, durchsichtiger Stoff schützte die 45-Jährige im Palais